

Gregor Maria Hoff

## Ohne Reue?

### Die Anmerkungen Benedikt XVI. zum Traktat „De Iudaeis“

Hat die katholische Kirche ein Antisemitismus-Problem? Die Frage ist wieder aktuell. Als Benedikt XVI. im Jahr 2009 die Exkommunikation von Bischof Williamson aus der erzkonservativen Pius-Brüderschaft aufhob, nahm er einen notorischen Holocaust-Leugner in die katholische Kirche auf. Die Empörung war groß und grundsätzlich. Ein Jahr zuvor hatte der Papst bereits die Karfreitagsfürbitten für den außerordentlichen alten Messritus eigenhändig neu formuliert. Seitdem kann man in der katholischen Kirche wieder für die Erleuchtung der Juden beten, „damit sie Jesus Christus erkennen, den Retter aller Menschen“.

Auf dieser theologischen Linie hat der emeritierte Papst nun einen Text veröffentlicht, der wieder einmal für schwere Irritationen sorgt. Es handelt sich um Überlegungen im Anschluss an ein Dokument der vatikanischen Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum, das 50 Jahre nach dem 2. Vatikanischen Konzil den Stand des Dialogs festschreibt. Er hat ein tiefes Vertrauensverhältnis zwischen katholischer Kirche und jüdischen Autoritäten ermöglicht, das sich zuletzt in zwei bedeutenden Erklärungen orthodoxer Rabbiner spiegelt. Die israeltheologische Wende seit dem Konzil, die jede Form von Antisemitismus entschieden verurteilt, aber auch den theologischen Antijudaismus aushebelt, ermöglicht eine neue Kultur der Wertschätzung. So hatte die Konzilserklärung *Nostra aetate* festgeschrieben, dass man „weder allen damals lebenden Juden ohne Unterschied noch den heutigen Juden“ die Verantwortung für den Tod Jesu anlasten würde. Zugleich verbiete es sich, die Juden „als von Gott verworfen oder verflucht darzustellen.“ Klassische Figuren der sogenannten Substitutionstheorie, der Ersetzung Israels durch die Kirche, waren damit kassiert. Stattdessen betonte das Konzil, dass die Kirche über den Bund Gottes mit Israel, über die gemeinsamen Schriften des Alten Testaments, über die jüdische Identität Jesu und seiner Jünger grundsätzlich mit Israel verbunden bleibt.

Hinter diese Einsichten will auch Benedikt XVI. nicht zurück. „Ein Antisemit ist auch ein Antichrist“, hat er als Papst festgehalten. Aber sind die Hintergrundmotive darum schon beseitigt, die einen eigenen Anteil an fließenden Übergängen zwischen einem theologisch verbrämten Antijudaismus und einem rassistischen Antisemitismus haben? Wer in irgendeiner Form einer theologischen Ablösung Israels durch die Kirche Vorschub leistet, muss sich fragen lassen, ob er nicht „mitbaut am Fundament für neuen Antisemitismus auf christlicher Grundlage“ (Walter Homolka). Die Denkfigur einer Ersetzung kann angesichts der christlichen Verfolgungsgeschichten des Judentums und eines wieder aufflammenden Antisemitismus nie unschuldig sein. Und so nehmen auch die Feinunterschiede, an denen sich Benedikts Aufsatz versucht, eine prekäre Wendung an. Einerseits meint der Autor, es habe vor dem Konzil gar keine Substitutionstheorie gegeben, weil sie nicht in den einschlägigen Lexika vorkomme – als habe nicht die Haltung selbst Geschichte gemacht. Andererseits will er sie präzisieren. Am Ende tritt dann die Eucharistie an die Stelle des Tempelkults, macht sich die

Kirche von den jüdischen Kultgesetzen frei, erfüllen sich die prophetischen Traditionen Israels christlich und wird die Verheißung des gelobten Landes in den „nicht-theologischen Charakter des jüdischen Staates“ überführt. Zu jedem dieser Punkte gibt es intensive jüdisch-christliche Forschung, zu jedem einzelnen theologisch weiterführende Gedanken. Selbstverständlich bleibt es Benedikt XVI. unbenommen, sie aufzunehmen oder zu ignorieren, um seiner Intuition zu folgen. Freilich kommt es auf die theologische Regie an.

Sie zeigt sich, wo der Altpapst die Rede vom „nie gekündigten Bund“ zwischen Gott und Israel aufgreift. Gott hat im Buch Genesis mit Abraham einen Bund geschlossen. Er gilt dem ausgewählten Volk in den Nachkommen Abrahams und schließt, theologisch weiter entwickelt, als Ausdruck eines grundsätzlichen Gotteskontakts die Menschheit ein. Der Bund bildet so die entscheidende biblische Figur, die das Christentum auf seine jüdischen Wurzeln verpflichtet: historisch im Sinne der Herkunft, theologisch in der Form eines Dauerbezuges, weil Gott den Bund nicht aufhebt, in dem er sich offenbart. Gott ist treu, und das gilt auch für seinen Bund mit Israel.

Diese Vorstellung hat sich seit Johannes Paul II. zu einem Grundsatz im katholisch-jüdischen Dialog entwickelt und zählt „in gewissem Sinn“, wie sein Nachfolger einschränkend festhält, „zur heutigen Lehrgestalt der katholischen Kirche.“ Die Formel erscheint Benedikt XVI. allerdings präzisierungsbedürftig. Im Alten Testament ist von verschiedenen Bundesschlüssen die Rede. Es handele sich um eine „dynamische Realität“, die für die geschichtlichen Entwicklungen des Bundes offen sei. Der Autor will das „reale Drama der Geschichte zwischen Gott und den Menschen“ ernst nehmen, wie es sich in der Selbstdarstellung Israels in den Schriften des Alten Testaments abbildet. In diese Geschichte „gehört auch das menschliche Versagen, der Bruch des Bundes und dessen innere Folgen“.

An dieser theologisch entscheidenden Stelle wechselt der Autor unvermittelt das Bezugssubjekt. Hier bekennt er Farbe. War vorher allgemein vom Menschen die Rede, rückt nun Israel in die Verantwortung. Die Konsequenzen des Bundesbruchs gelten den Juden: „Tempelzerstörung, Zerstreung Israels“. Im nächsten Satz wird es dann wieder grundsätzlich: „Die Liebe Gottes kann nicht einfach das Nein des Menschen ignorieren.“ Die Folge: „Gottes Zorn“. Er manifestiert sich in den geschichtlichen Katastrophen des Jahres 70 und der jüdischen Diaspora, die sich historisch mit einem Leben unter Minderheitsdruck verbinden sollte. Eingeschränkte Rechte, Pogrome, schließlich die Shoa – die Geschichte des Judentums nach der Zerstörung muss im Blick haben, wer vom Bundesbruch Israels theologisch schreibt und ihn mit dem Zorn Gottes verfußt.

Unter diesem Gesichtspunkt ist auch die Koda des Aufsatzes zu lesen. Der Bund, den Israel brach, vollendet sich in der „Umstiftung des Sinai-Bundes in den neuen Bund im Blute Jesu“. Dass Benedikt XVI. in Leben, Tod und Auferweckung Jesu die „den Tod überwindende Liebe“ Gottes identifiziert, muss seinen Glauben als Christ bestimmen. Aber die faktische Ersetzung des alten Bundes durch den neuen lässt sich durch kein Wort der Anerkennung des Judentums einholen, das der Text sonst findet. In seinen Schlussfolgerungen fällt er in das Schema von Verheißung und Erfüllung zurück: Israel hier, Kirche dort. Wie sich damit die theologi-

sche Bedeutung des gegenwärtigen Judentums erfassen lässt, bleibt offen. Beschränkt sie sich auf ein Schreckgespenst, an dem sich der Zorn Gottes in allen Konsequenzen bis heute auszeitigt? Wie weit müsste der Text gehen, wenn er die „inneren Folgen“ des Bundesbruchs, die er konkret mit den Ereignissen des Jahres 70 zusammenschließt, durch die Geschichte bis heute verlängert? Kann man mit der Schoa im Rücken so ungeniert von der „ganzen Härte der Strafen“ Gottes sprechen? Weiß Benedikt nicht, welche Tradition er bedient, wenn er mit dem Propheten Hosea von Israels „Treulosigkeit“ spricht? Wer so von Israel theologisch denkt, bereitet – sicher ungewollt – nicht nur religiösem Antijudaismus Bahn. Es reicht nicht, gute Absichten zu beteuern und einige Proben israeltheologischer Anerkennungsemantik einzuspielen. Es geht immer ums Ganze der theologischen Disposition. Sie erweist sich im Text des emeritierten Papstes blind gegenüber der Ideologieggeschichte der eigenen Denkfiguren.

Der gegenwärtige Papst spricht anders. Für Franziskus ist klar, *dass Gott weiterhin im Volk des alten Bundes wirkt*. Dass sich das vatikanische Dokument, auf das Benedikt XVI. reagiert, von jeder Form der Judenmission verabschiedet, liegt auf franziskanischer Linie. Vielleicht macht genau dies verständlich, warum der ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit gedachte Text doch publiziert wurde. Für Joseph Ratzinger als Präfekten der Glaubenskongregation und für Benedikt XVI. als Pontifex ging es immer um die Einschärfung einer dogmatischen Perspektive, die den Relativismus verschiedener Heilswege bekämpft. Können Judentum und Christentum einfach nebeneinander vor Gott stehen? Ratzinger argumentiert von der Stiftung der Eucharistie her. Hier nimmt die Liebe Gottes ihre „für immer gültige Gestalt“ an. Diese Wahrheit verbürgt die katholische Kirche – in Sakrament und Lehre. Dass am Ende des Textes so emphatisch von „Treue“ die Rede ist, mag insofern auch den kritischen Appell des alten Papstes an seine Kirche beinhalten, die gerade in der Frage der Eucharistie Grenzen überspringt, die unter Benedikt XVI. als unpassierbar galten. Wer sich fragt, warum diese zunächst persönlich gedachten Überlegungen publiziert wurden, muss auf dieser Spur nach einer Antwort suchen. Benedikts Einlassungen werden auch auf diese Weise hochpolitisch.

*Dieser Text wurde gekürzt in der ZEIT vom 19.7.2018 veröffentlicht.*